

Fränkische Pfarrhäuser.

Architekt: Prof. Otto Schulz, Arch. B. D. A., Nürnberg.

Von Dr. G. J. Wolf, München. (Hierzu eine Bildbeilage und die Abb. S. 439.)



Der Name des Nürnberger Arch. Prof. Otto Schulz wird zu- meist, wie der seines Nürnberger Kunstgenossen und Freundes Josef Schmitz, in Zusammen- hang mit Werken der kirch- lichen Baukunst genannt; auch die Überschrift über diesem Arti- kel könnte Schulz als einen Spezialisten der sakralen Archi- tektur erscheinen lassen. Tatsächlich aber ist Schulz kein „Spezialist“ im beschränkenden Sinne des Wortes. In seinem Lebenswerk überwiegen wohl die Kirchen- bauten, aber sie werden ergänzt durch bauliche Leistungen auf anderen Gebieten. Es fiel Schulz das glückliche Los, daß ihm Mannigfaltigkeit der gestellten Aufgaben die Beweglichkeit und Elastizität des Schaffens gewährleistete, daß seiner schöpferischen Phantasie Gelegenheit zu den verschiedenartigsten Ausformungen gegeben war — wenn Einer, so war er in der Lage, seine Individualität nach allen Seiten hin sich auswirken zu lassen. Otto Schulz hat bekanntlich u. a. das große Warenhaus Hermann Tietz in Nürnberg gestaltet und damit der im Stadtbild sehr wichtigen Ludwigstraße die moderne architektonische Dominante

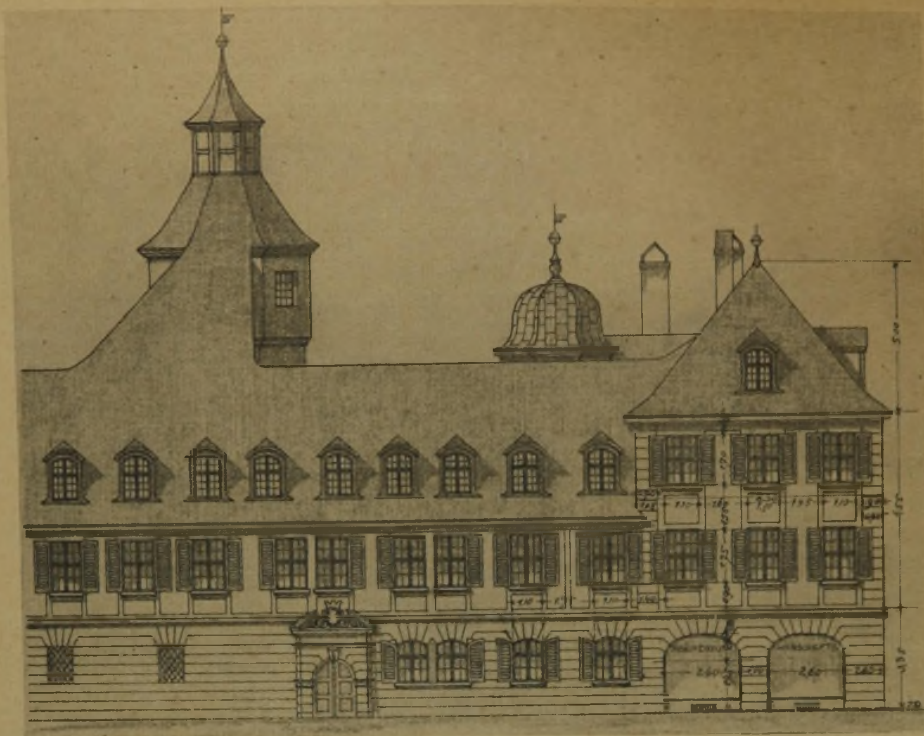
gegeben; auch zahlreiche Nürnberger Privathäuser, die sich in zurückhaltender Weise in das Bild der Nürn- berger Altstadt einfügen, ohne die dort übliche Stil- maskerade mitzumachen, sind von ihm entworfen und beweisen seine Meisterschaft.

Die Pfarrhäuser, die hier abgebildet sind, gehen sämtlich in eine frühere Schaffensperiode des Bau- künstlers zurück. Einige sind schon im Jahre 1910 entworfen, alle waren im ersten Kriegsjahre vollendet: sie können also als Friedensbauten, die noch ohne Materialeinschränkung hergestellt wurden, ange- sprochen werden. Dem entspricht auch die Bemessung der Baukosten: Sie belaufen sich z. B. bei dem kleinsten der Bauten, dem Eibacher Pfarrhaus, auf 15 000 M. und stiegen bei den beiden umfangreichsten, baulich und künstlerisch wohl bedeutsamsten, dem Pfarrhaus der Herz Jesu-Kirche in Nürnberg und dem Pfarrhaus von St. Gumbertus in Ansbach (dem Umbau des alten Beh- ringer-Hauses) auf 62 000 M. bzw. auf 65 000 M. an.

Die Aufgaben, die Schulz bei den sieben verschie- denen Pfarrhäusern zu lösen hatte, waren, ihrer Art und ihrem Zwecke entsprechend von größter Diffe- renziertheit. Schon der Umstand, daß es sich teils um katholische, teils um protestantische Pfarrhöfe handelt, daß einmal der Zusammenhang mit der Kirche streng



Abb. 1. Pfarrhaus St. Gumbertus zu Ansbach.



Pfarrhaus St. Gumbertus
zu Ansbach.

Architekt B. D. A.,
Professor Otto Schulz,
Nürnberg.

Abb. 2 (links).
Ansicht vom unteren Markt.
(1 : 250.)

Abb. 3 u. 4 (hierunter).
Grundrisse des Erd- und Ober-
geschosses. (1 : 500.)

[Abb. 5. Schnitt. (1 : 250.)

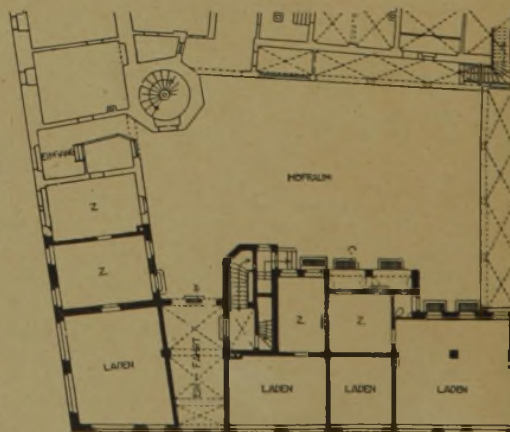
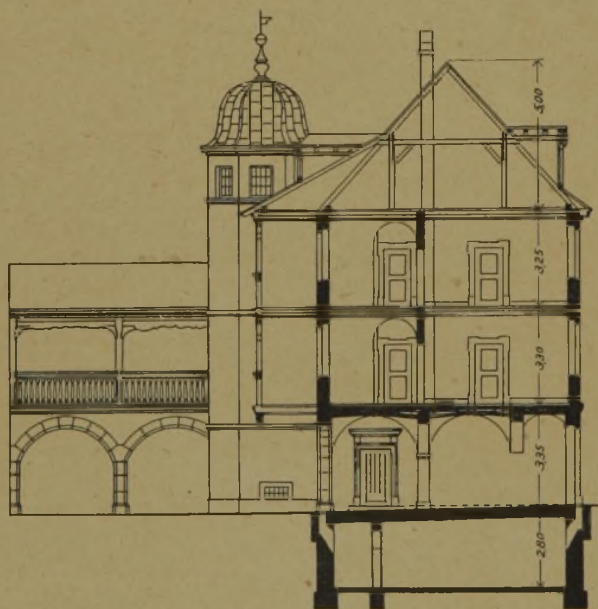


Abb. 6 (links). Lageplan. (1 : 2000.)

zu betonen war, das andere Mal ein vom Kirchenbau selbst völlig unabhängiges Gebäude in Frage kam, daß einige der Pfarrhäuser in der Stadt, andere auf dem Lande zu erstellen waren, daß, besonders bei dem Ansbacher Bau, die Stellung im Stadt- und Straßenbild die größte Rücksicht erforderte, beweist, daß Schulz nicht in der bequemen Lage war, sozusagen einen Typus auszubilden und ihn dann von Fall zu Fall, dem Bedürfnis gemäß, abzuwandeln. Vielmehr ist es an

dem, daß der Architekt jede einzelne Aufgabe auf neuer Basis zu lösen hatte, so daß auch jeder einzelne Bau ein von seinem Vorgänger gründlich verschiedenes Gesicht zur Schau trägt. Gemeinsamkeitszüge sind indessen doch vorhanden und in der durchgehenden charakteristischen Handschrift des Baukünstlers, im Qualitätsmoment und im Einordnen in den Baugeist und die Baugesinnung des fränkischen Landes zu erkennen. Freilich darf man bei dem letzten Punkt nicht über-

sehen, daß man in keiner Entwicklungsperiode der Baukunst des Länderkomplexes, den wir heute Franken nennen, an den verschiedenen Orten auch nur annähernd gleichartig baute: das Gebiet, in mehrere Dutzend Herrschaften zersplittert, war ausgesprochen individualisiertes Land, und die Baugesinnung, z. B. des Würzburger Bischofs, war natürlich eine ganz andere als die des Markgrafen von Ansbach, wie auch das Regiment der Reichsstadt Nürnberg anders bauen ließ als der Graf von Schönborn oder der Abt von Ebrach. Diesen Umständen trug Schulz je nach der Landschaft, für die er baute, in weitestgehendem Maße Rechnung. Er ist ein außerordentlich gründ-

ein- und ausgehen, daß also vom Hauseingang zur Studierstube eine bequeme Kommunikation bestehen muß; weiterhin pflegt das Erdgeschoß die Wirtschaftsräume und das Zimmer der Haushälterin zu beherbergen. Das Obergeschoß enthält u. a. das Schlafzimmer des Pfarrers und das des Kaplans, wenn ein solcher vorhanden ist, auch das Gästezimmer ist hier angeordnet. Wenn eine Gemeinde nur über geringe Mittel verfügte und nicht in der Lage war, ihrem Pfarrer ein besonders splendides und geräumiges Pfarrhaus zu errichten, wie in Eibach etwa, hat Schulz mit raffiniertester Raumausnutzung gearbeitet. So hat er in dem zweigeschossigen, auf einer Grundfläche von 9 : 10,5 m

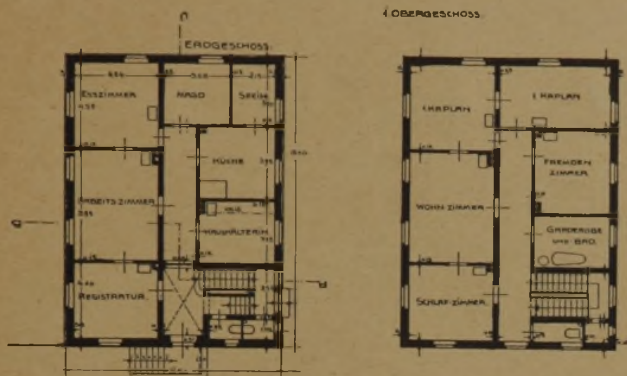


Abb. 7 u. 8. Pfarrhaus zu Röthenbach bei Nürnberg. (1 : 400.)

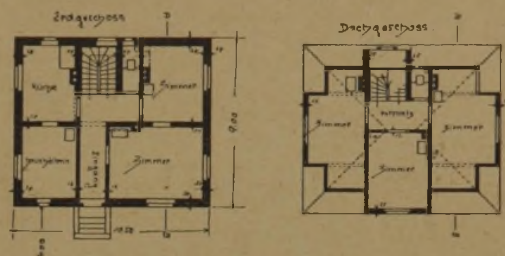


Abb. 9 u. 10. Pfarrhaus in Eibach.
Erdgeschoß- und Dachgeschoß-Grundriß.
(1 : 400.)

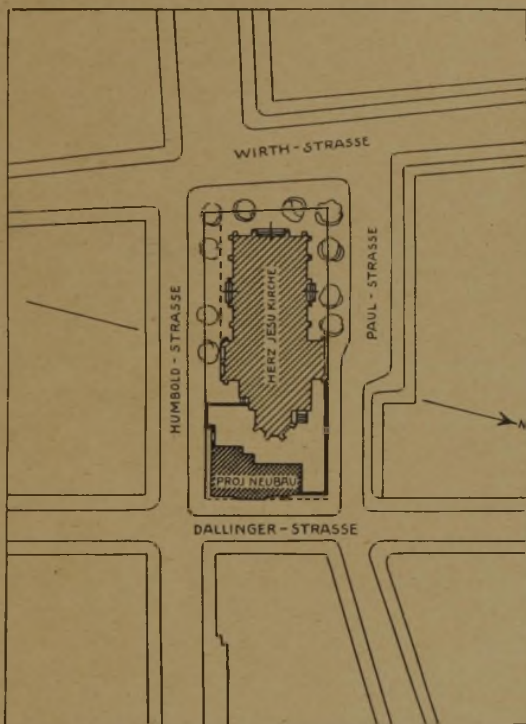
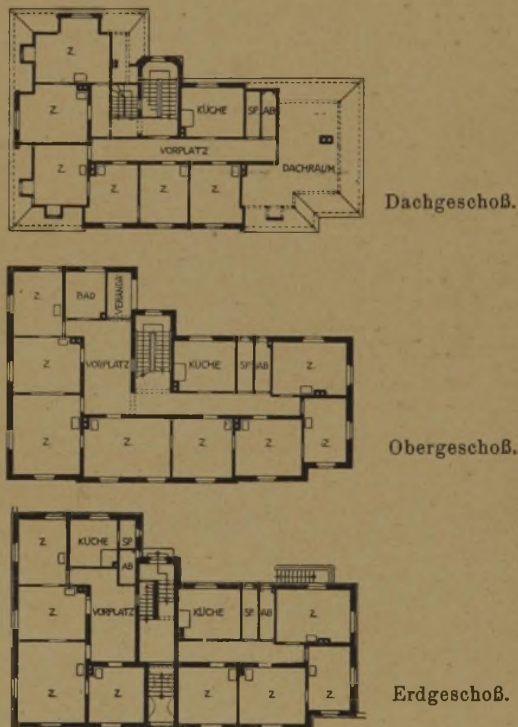


Abb. 11. Lageplan. (1 : 2000.) Abb. 12—14. Grundrisse. (1 : 500.)
Pfarrhaus Herz-Jesu zu Nürnberg.



licher Kenner des historischen Bauwesens Frankens, obwohl er kein Kind des Landes ist, sondern aus Schlesien stammt. Ohne daß er in archaisierende Spekulationen und Spielereien verfiel, hat er sich doch mit seinen Bauten dem jeweiligen, in der Gegend gebräuchlichen Baustil angeschlossen, ihn aber neutralisiert und selbstverständlich dem zeitgenössischen Bedürfnis angepaßt.

Man braucht wohl nicht erst festzustellen, daß bei den Pfarrhöfen von Otto Schulz der Grundriß das Primäre ist. Das katholische Pfarrhaus ist, wenn es sich um eine kleinere ländliche Pfarrei handelt, sozusagen ein Junggesellenhaus. Im Erdgeschoß ist das Wohn- und Studierzimmer des Pfarrers untergebracht und es ist dabei Rücksicht genommen auf den Umstand, daß viele Gemeindemitglieder im Pfarrhof vorsprechen und

erbauten Eibacher Pfarrhof (Abb. 9 u. 10, oben, und Abb. 15, S. 436) außen der Küche und den Nebenräumen nicht weniger als sechs wohlproportionierte Zimmer untergebracht und eine vorbildliche Grundrißlösung geschaffen, die natürlich auch für andere Gelegenheiten als die eines Pfarrhauses in Anwendung gebracht werden kann. Wo reichere Mittel vorhanden waren, wie bei dem dreigeschossig durchgeführten Pfarrhaus der Herz Jesu-Kirche in Nürnberg (Abb. 11—14, oben, und Bildbeilage), konnte und wollte der Baukünstler mehr aus dem Vollen schaffen, doch unterließ er es auch hier (obwohl es sich um einen Friedensbau handelt), luxuriös mit dem Raum umzugehen: der Gedanke, daß für einen Pfarrhof keine Repräsentationsräume notwendig sind, daß vielmehr aus der Weltanschauung der Bewohner heraus Schlicht-



Abb. 15. Pfarrhaus zu Eibach. Abb. 16 (unten). Pfarrhaus zu Röthenbach bei Nürnberg.



heit und Bescheidung sich als Selbstverständlichkeit ergeben, findet in dem Gebäude sinnfälligen Ausdruck.

Bei dem protestantischen Pfarrhof sind andere Grundriß- und Raumlösungen geboten, da hier auch

der Renaissancebauten des „Landhauses“ und der Hofkanzlei falsch gewesen, hier ein Barockhaus mit Mansardendach, wie man sie in dem Stadtviertel südlich der Altstadt sieht, zu errichten. Schulz traf mit seinem

die Familie des Pfarrers zu behausen ist und der größere Haushalt vermehrte Wirtschaftsräume usw. bedingt. Der städtische protestantische Pfarrhof ist überdies nicht das streng geschlossene, auch im Äußeren seine Zweckbestimmung verratende Gebäude, sondern in seiner Gestalt zuweilen nichts anderes als ein Gebäudekomplex, der die Pfarrkanzlei und die Dienstwohnung des oder der Stadtpfarrer enthält, im übrigen aber auch anderen Zwecken nutzbar gemacht wird. Dies ist der Fall bei dem Pfarrhaus von St. Gumbertus in Ansbach (Abb. 1, S. 433, und Abb. 2—6, S. 434), dessen Erdgeschoß aus Wirtschaftlichkeitsgründen in Läden aufgelöst wurde. Bei diesem Gebäude bewies Professor Schulz in besonders feinsinniger Weise seine Fähigkeit, sich in die Psyche und Physiognomie eines alten Stadtbildes einzufühlen. Die Markgrafentadt hat ihr eigenes Gesicht. Man kann es nicht geradezu barock nennen, es ist eben ihr apartes, eigenes; daß man vor den Bauten Gabrielis und Zochas von einem „Markgrafentstil“ spricht, ist doch vielleicht mehr als nur eine Verlegenheitsauskunft. Aber es sprechen auch Gotik und Renaissance ein entscheidendes Wort im Stadtbild, und vielleicht wäre es, gerade in der Nachbarschaft der gotisch anmutenden Gumbertuskirche und

Bau das Richtige. Er wählte wohl Proportionen, die denen des Markgrafenstils entsprechen, aber er hielt sich neutral in der Dachdurchbildung und in allem Dekorativen, fand für die Gliederung der Fassade eine unaufdringliche, leichte Bewegung, gab mit den kräftig unterteilten Fenstern und den Fensterläden eine bebagliche Note und bekrönte das an der Ecke kräftig eingezogene, teilweise zwei-, teilweise dreigeschossige Haus, das so fest und sicher im Stadtbild des Unteren Marktes steht, mit einem gut abgewogenen Dach.

Ganz anders spricht uns das Äußere des katholischen Pfarrhauses bei Herz-Jesu in Nürnberg an

Dallingerstraße hin abdeckt. Sehr ergiebig ist hier die Durchbildung des mansardierten Daches, in das das zweite Obergeschoß eingebaut ist; es entstand so in einem städtebaulich sonst nicht eben berühmten Bezirk der alten Reichsstadt ein ungewöhnliches, in seiner Eigenart zweifellos eindrucksvolles Straßenbild.

Das Ansbacher Pfarrhaus von St. Gumbertus und das Nürnberger Pfarrhaus bei der Herz-Jesu-Kirche, die beiden stattlichsten Bauten dieser Gruppe, stehen in Beziehung zur Architektur ihrer Kirchen und sind auch durch die bauliche Situation, wie der Lageplan beweist, in Hinblick auf die Fassaden der Kirchen



Abb. 17. Pfarrhaus zu Zirndorf. Arch. B. D. A. Prof. Otto Schulz, Nürnberg.

(s. Bildbeilage). Die Situation zu der architektonisch sehr nüchternen, in den neunziger Jahren erbauten Kirche, die in dem, dem Dutzendteich zugekehrten neuen Stadtviertel an der Humboldtstraße gelegen ist, ist derart, daß das in verhältnismäßig lebhafter Fassadendurchbildung gehaltene Pfarrhaus für den Herannahenden die unwesentliche Kirchenfassade zur

komponiert, es fehlt ihnen aber (wie auch den kleineren Kirchen in Eibach, Zirndorf (Abb. 17—21, oben und S. 439) und Röthenbach (Abb. 7 u. 8, S. 435, u. Abb. 16, S. 436) die direkte Verbindung mit dem Kirchenbau, die den besonderen Reiz der Pfarrhöfe bei St. Michael in Nürnberg und bei der protestantischen Kirche in Heidingsfeld ausmacht. — (Schluß folgt.)

Irrtümer und Mängel in der Raumakustik.

Von Ernst Petzold, Zittau. (Schluß aus Nr. 50.)



n einen ähnlichen Irrtum verfällt man, wenn man glaubt, die Reflexion dadurch zu verhindern, daß man eine Fläche durch tiefe Einschnitte unterbricht und so eine Art Gitter herstellt. Ist der Abstand der einzelnen Flächenteile im Verhältnis zur Wellenlänge nicht groß, so wirken die Teile wie eine zusammenhängende Fläche, die nur stärker verschluckt. Ähnliches

wie von Unterbrechungen gilt auch von Auftragungen, die namentlich an Decken gern angewendet werden.

Bekannt ist die „ausgezeichnet gute Hörsamkeit“ der alten griechischen und römischen Amphitheater. Kein Wunder, daß man sich eifrig bemüht hat, deren raumakustische Grundlagen zu erforschen. Es wäre aber ein großer Irrtum, wollte man die sich hierbei ergebenden Gesetze auf unsere modernen Theater anwenden. Es fehlt

den antiken Theatern gerade dasjenige, was die raumakustischen Verhältnisse bei uns erst schwierig gestaltet: die Decke. Würde man ein antikes Theater mit einer Decke überspannen, gleichviel ob diese flach oder gewölbt ist, so wäre es um die gelobte Hörsamkeit in einem großen Teile des Raumes sicher geschehen. Nicht durch Nachahmung des Alten kommen wir vorwärts, sondern durch Weiterentwicklung des Guten, das uns die Alten überliefern. Daß aber die Raumakustik der antiken Theater auch für moderne Theaterbauten Anregung geben kann, beweisen Neuschöpfungen aus den letzten Jahrzehnten.

Auch in die Methode der Raumakustik haben sich Irrtümer eingeschlichen. Uns wurde einmal von einem Baumeister die Frage vorgelegt: „Wie muß denn eigentlich ein Konzertsaal gebaut werden, damit er gute Raumakustik aufweist?“ Die Entgegnung war: „Ich werde Ihnen in derselben Weise antworten, in der sie einem Laien die Frage beantworten, wie ein kontinuierlicher Träger auf drei Stützen berechnet wird.“ Keine von beiden Fragen findet ihre Antwort in einem Satze. Genau so wenig wie die Statik läßt sich die Raumakustik auf eine einzige Formel bringen, die auf alle Fälle restlos anwendbar wäre. Dies gilt für alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst ohne Ausnahme. Ob das Bestreben mancher Raumakustiker, diese Wissenschaft in eine allgemeingültige Formel zusammenzufassen, vielleicht nicht letzten Endes einer diesbezüglichen Forderung Uneingeweihter entspricht?

Die Raumakustik hat es nicht mit einer einzigen Bedingung zu tun; sie hat auch nicht nur eine einzige Forderung zu erfüllen; ferner darf sie durchaus nicht vergessen, daß sie im Konzert-, Theater- und Vortragssaal nicht als Alleinherrscherin auftreten darf. Alle diese Momente schließen von vornherein aus, sie auf einen Satz zusammenzudrängen. Alle Wege, zu diesem falschen Ziele zu gelangen, müssen Irrwege bleiben. So wie die Ergebnisse der Statik und anderer technischer Hilfswissenschaften von Fall zu Fall angewendet werden müssen, genau so auch die Gesetze der Raumakustik. Wer einer Hilfswissenschaft bedarf, muß sie im Zusammenhange kennen; nur so ist wirkliches Verständnis zu erlangen. Für das große Feld der Baukunst mit ihren vielen Teilgebieten wird diese Forderung für selbstverständlich gehalten. Warum also mit der Raumakustik eine Ausnahme machen?

Eine ganz verfehlete Methode ist, die Hörsamkeit dem Zufall zu überlassen, wie es neuerdings in vollem Ernste vorgeschlagen wird. Man bezieht sich hierbei ganz unberechtigt auf Garnier, der nach seinen eigenen Worten die gute Akustik der Pariser Oper dem Zufall verdankt. Demgegenüber ist die Frage berechtigt: „Haben die alten Bauwerke ihre Standfestigkeit nicht auch zu einem beträchtlichen Teile dem Zufall zu verdanken? Und kann aus diesem Grunde nicht einfach die gesamte Statik über Bord geworfen werden?“ Der Zufall hat in nicht wenigen Fällen das Gegenteil der Standfestigkeit gewollt.

Man glaubt, gute Hörsamkeit ergebe sich von selbst, sobald die Verhältnisse in Abmessungen, Massen und Baustoffen übereinstimmen. Leider ist aber dieser Begriff der Harmonie so subjektiv und in den verschiedenen Zeiten so verschieden, daß sich mit ihm in unserm Fall wenig anfangen läßt. Ich weiß nicht, ob irgend Jemand Schinkel das Gefühl für Harmonie abspricht; dagegen weiß ich, daß er die Pläne zu wenigstens einem akustisch überaus mangelhaften Raum geliefert hat. So kann der Begriff jener Harmonie schon deswegen keine Grundlage für die Raumakustik abgeben, weil er wandelbar ist. Oder wollte jemand behaupten, daß gerade das harmonische Empfinden der Jetztzeit das einzig richtige und unabänderlich bleibende ist? Die Baumeister anderer Zeiten, selbst der Zeiten des tiefsten Standes der Kunst, nehmen für sich auch in Anspruch, die Gesetze der Harmonie befolgt zu haben. Und wenn einmal der Zusammenhang zwischen architektonischer Harmonie und guter Hörsamkeit besteht, so ließe sich hieraus sogar beweisen, daß die raumakustisch guten Gebäude, die nach unseren heutigen Kunstanschauungen aller Harmonie Hohn sprechen, dennoch harmonisch und darum künstlerisch sind. So führt sich die raumakustische Methode der Methodenlosigkeit selbst ad absurdum.

Zwei weitere Irrwege der raumakustischen Methoden wollen wir nur kurz streifen. Der eine besteht darin, daß man die Hörsamkeit leerer Räume untersucht und die Ergebnisse auf den mit Menschen angefüllten Saal überträgt. Hierzu verfahren sehr leicht Untersuchungen mit dem Fallstäbchenapparat, die ja im besetzten Raume kaum durchführbar sind. Aber gerade deswegen haben solche Untersuchungen auch nur bedingten Wert.

Es ist kein Zweifel, daß zwischen Schall und Licht mancherlei physikalische Beziehungen bestehen. Infolge

ihrer Wellennatur ist es nicht verwunderlich, daß die Grundgesetze der „Beschallung“ mit denen der Beleuchtung übereinstimmen. Wegen der außerordentlich großen Unterschiede in den Wellenlängen beider und aus anderen Gründen ist es aber vollständig ausgeschlossen, sozusagen die Optik in die Akustik zu übersetzen und umgekehrt, ein Irrtum, in den namentlich der Physiker leicht verfallen kann.

Nicht gering ist die Zahl der Irrtümer, die unterlaufen können, wenn man Ergebnisse der experimentellen Raumakustik auf die Praxis anwenden will. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch, mit Nachwirkungen, die sogar bis in die Neuzeit reichen, ersetzte man die Raumakustik durch eine Linien- und Flächenakustik, die man jedoch leider auch als Raumakustik bezeichnete. Die naturnotwendigen Mißerfolge dieses Beginnens sind in der Fachwelt nur allzu bekannt, während sich nur ein sehr kleiner Kreis um die Ergebnisse der neueren Raumakustik kümmert.

In jener Zeit, der die Raumakustik ihren üblen Ruf verdankt, suchte man auch, sie auf eine einzige Formel zu bringen. Und diese Formel hieß die „akustische Linie“. Rechteck, Kreis, Ellipse, Lyra, Hufeisen usw. wurden als Grundriß des akustischen Raumes nicht etwa nur graphisch, sondern auch praktisch ausgeführt. Es wäre verfehlt, die Frage, welche dieser Grundrißformen sich als die akustisch einwandfreieste erwiesen hat, auch nur zu erheben. Man läßt ja ganz außer acht, daß der Grundriß nur eine der möglichen Ebenen ist, die sich durch den Raum legen lassen. Angenommen, der Grundriß sei raumakustisch tadellos, so ist doch daraus noch lange nicht zu folgern, daß dies für den darüber errichteten Raum zutreffen muß. Denn diese einzige Ebene ist nimmermehr imstande, die akustischen Fehler des Raumes auszugleichen. Umgekehrt können akustische Fehler in der Ebene des Grundrisses und parallel dazu durch entsprechende Konstruktion des über ihm befindlichen Raumes beseitigt werden. Grundsätzlich ist also jede Grundrißform für akustische Räume zulässig. Es kommt eben nur darauf an, alle Konstruktionen und Materialien, welche die Hörsamkeit zu beeinflussen vermögen, ins rechte Verhältnis zum Grundriß zu bringen.

Hieraus folgt, daß bei einem Entwurf außer dem Grundriß auch die übrigen Schnitte zu berücksichtigen sind. Wenn endlich jeder, der mit Raumakustik zu tun hat, erkennt, daß er nicht in der Ebene, und vor allem nicht nur in der horizontalen Ebene, denken muß, sondern im Raume, so wird er finden, daß die Hilfen, die ihm die Raumakustik bietet, doch nicht die Steine sind, für die er bisher das Brot hielt.

Davon scheinen wir jedoch noch sehr weit entfernt zu sein. Weiter oben sprachen wir von unterteilten Wandflächen. Ähnliche Betrachtungen wie dort kann man auch in Lehrbüchern der physikalischen Akustik lesen. Für den Raumakustiker sind sie sehr unvollständig. Wenn P die punktförmig gedachte Schallquelle ist, so verhält sich der Pfeiler in bezug auf Reflexion der Schallwellen sehr verschieden, je nachdem der Schallstrom entweder in der Richtung PA oder PC auf die betreffende Fläche trifft (Fig. 2).

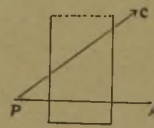


Abb. 2.

Die Folge ist, daß in Richtung PC noch Wellen solcher Länge zurückgeworfen werden, bei denen eine Reflexion bei PA ausgeschlossen ist. So führt hier das räumliche Denken zu dem Ergebnis, daß in der Raumakustik der Klang mindestens dieselbe Berücksichtigung verdient wie der Ton.

Tatsächlich kann man ja auch in sonst gut hörsamen Räumen an verschiedenen Stellen trotz gleicher Klangquelle verschiedenen Klang feststellen. Jeder Pfeiler und jede Fläche, bei der die Ausdehnung in einer Richtung beträchtlich abweicht von der anderen Richtung, wirkt als selektiver Tonreflektor. Dies gilt auch von allen Flächen geringer Größe. Einer in nur einer Ebene denkenden Raumakustik müssen derartige Gedankengänge fremd bleiben.

Bei diesem einen Beispiele muß es bewenden, obwohl gerade dieser Punkt für die Raumakustik von größter Wichtigkeit ist. Im Rahmen eines kurzen Aufsatzes dürfte es genügen, seine besondere Bedeutung zu unterstreichen.

Früher glaubte man, die Verhältnisse eines gut hörsamen Raumes mit gleich gutem Erfolge auf einen größeren Raum übertragen zu können. Die Mißerfolge, die dies zeitigte, sind so allgemein bekannt geworden, daß heute kaum noch jemand diesen Irrweg beschreiten dürfte.

Daß die Stelle, wo die Schallquelle im Raume unterzubringen ist, auf die Hörsamkeit großen Einfluß ausübt, ist — trotz W. Sabine — eine bekannte Tatsache. Deshalb muß es geradezu Verwunderung erregen, mit wie wenigen Ausnahmen Akustiker und Architekten hiervon Gebrauch machen. Schon vor mehr als 100 Jahren schlug

Schinkel für Opern das versenkte Orchester vor. Der Gedanke stammt also nicht etwa, wie man meist annimmt, von R. Wagner; die Architekten haben sich ihn nur nicht zu eigen gemacht oder ihn nicht verstanden. Biehle schlägt vor, Orgel und Musikchor auf einer der beiden Seitenemporen unterzubringen.

Das mehr oder weniger verdeckte Orchester ist eine weitere Maßnahme, durch welche die Hörsamkeit günstig beeinflußt werden kann. Hervorragende Musiker sind

alle Arten von Nachhall, vor allem aber den länger dauernden, auszuschließen. Vielfach ist es gerade der Nachhall, der uns die Hörsamkeit eines Raumes besonders gut erscheinen läßt. Im allgemeinen ist zu sagen, daß der Nachhall um so längere Zeit anhalten muß, je mehr Rauminhalt (nicht Flächeninhalt!) der betreffende Raum hat; andernfalls klingen Sprache und Musik trocken, wenn nicht gar erstickend. In neuester Zeit beginnt man endlich, diesem Umstände erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

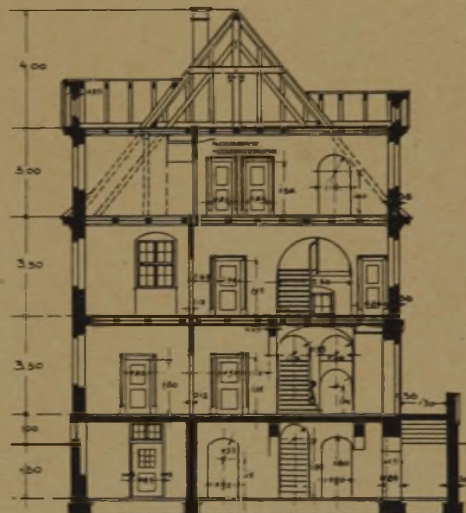
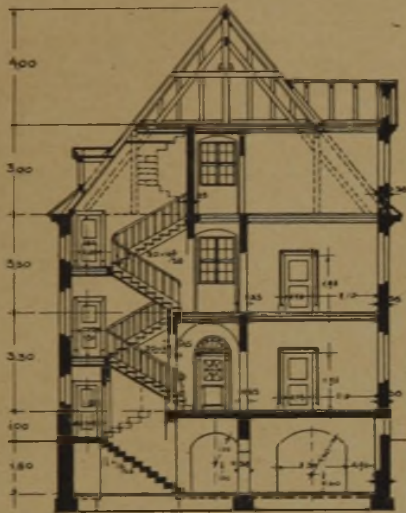


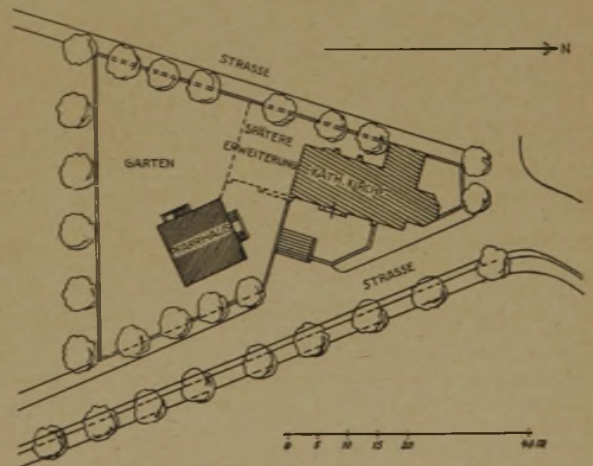
Abb. 18—21. Ansichten und Schnitte. (1 : 250.)



Abb. 22—24. Grundrisse vom Pfarrhaus zu Zirndorf. (1 : 500.)

Abb. 25 (rechts). Lageplan. (1 : 1250.)

Fränkische Pfarrhäuser.



dafür eingetreten, daß auch im Konzertsaal die ausübenden Musiker dem Blicke des Publikums entzogen werden. Daß die Raumakustik auf solche Anregungen nicht eingeht, dürfte ihr kaum zum Vorteil gereichen. Noch heute hilft sich mancher tüchtige Dirigent, indem er seine Musiker hinter den Türen zu einem Nebenraume aufstellt. Wer diese Klangwirkung nicht nur gehört, sondern auch nach raumakustischen Gesichtspunkten untersucht hat, wird zugeben, daß Weiterarbeit in der angegebenen Richtung gute Früchte verspricht.

Für einen der schwerwiegendsten Irrtümer der Raumakustik muß ihr Bestreben gehalten werden, möglichst

Die Mehrzahl der Raumakustiker sehen geradezu allen Nachhall, der 0,035 Sek. später als der Hauptschall das Ohr trifft, als störend an.

Die Ursache dieses Irrtums scheint in dem Umstande begründet zu sein, daß man folgende physiologische Tatsache übersieht: das Ohr braucht Zeit, um sich großen Unterschieden in der Reizstärke anzupassen; außerdem nimmt es bei Aufnahme stärkeren Schalles schwache Reize, die gleichzeitig erfolgen, gar nicht gesondert wahr.

An letzter Stelle wollen wir auf einen Irrtum hinweisen, dem mancher eifrige Raumakustiker schon verfallen ist: die Meinung, gute Hörsamkeit sei die vorzüg-

lichste Anforderung, die an einen Raum zu stellen ist, in dem gesprochen oder musiziert wird. Gewiß hat ein Konzertsaal, in dem man nicht musizieren kann, seinen Zweck verfehlt. Wer aber würde in eine raumakustisch vorzügliche Scheune gehen, um sich dort ein gutes Konzert anzuhören? Auch die hehrste Musik würde an künstlerischer Wirkung viel einbüßen. In Theatern, ja sogar in Parlamenten spielt die freie Sicht u. a. eine nicht weniger wesentliche Rolle als die Hörsamkeit.

Wer noch nicht genötigt war, sich mit dem hier recht summarisch behandelten Thema zu befassen, wird verwundert fragen, wie es möglich ist, daß auf diesem Gebiete eine Fülle solcher Mängel und Irrtümer bestehen kann. Eine Antwort glauben wir in folgendem zu finden: Das Eindringen in die Raumakustik erfordert viel Zeit, Untersuchungen, noch mehr Geduld. Was bisher mühsam geschaffen ist, muß man in vielen Hunderten verstreuter Einzelartikel zusammensuchen. Es geht kaum zu weit, wenn wir sagen, wer sich mit Raumakustik befaßt, möchte dort anfangen und fast in derselben Weise arbeiten, wie

die für dieses Gebiet interessierten Architekten früherer Zeiten. Gute, das ganze Gebiet umfassende Darstellungen gibt es überhaupt nicht.

Dazu kommt noch, daß unsere technischen Schulen aller Art von der Wichtigkeit der Raumakustik scheinbar kaum eine Ahnung haben. Man sehe nur einmal die Vorlesungsverzeichnisse darauf hin an, ob auch Raumakustik in den Plan aufgenommen ist. In Sachsen haben die Bau-schulen sogar das Kapitel der physikalischen Akustik gestrichen. Wie „leicht“ mag es wohl einem späteren Baumeister fallen, sich selbst in das schwere Gebiet einzuarbeiten, wenn es die Not erfordert.

Es scheint ja, als ob man langsam anfangs, diesen Fehler zu erkennen. Wollen wir hoffen, daß sich recht bald die Erkenntnis durchsetzt: Raumakustik ist eine für den Architekten sehr wichtige Hilfswissenschaft. Die Berichtigung der Irrtümer und die Beseitigung der Mängel wird dann folgen, und es wird sich zeigen, daß die Raumakustik das zu leisten vermag, was man vernünftigerweise von ihr fordern kann. —

Vermischtes.

Archiv der Schäferschule. In dem von uns in Nr. 31 d. J. veröffentlichten Aufruf des Herrn Prof. Kanold, Hannover, wird auch auf Herrn Prof. Hugo Hartung bezug genommen. Von diesem erhalten wir nunmehr die nachstehende Zuschrift, der wir gerne Raum geben:

„Ihre Zeitung brachte in Nr. 31 einen Aufruf des Herrn Prof. Kanold über die Begründung eines Schäferarchivs in der Bücherei der Hannover'schen Hochschule. Ich befinde mich auf einer Reise und erhielt infolgedessen erst vor einigen Tagen Kenntnis davon. Ich stehe selbstverständlich dem Unternehmen durchaus freundlich gegenüber und wünsche ihm den besten Erfolg. Was mich veranlaßt, an Sie zu schreiben, sind Angaben in einem Aufsatz, die nicht ganz der Wirklichkeit entsprechen und die geeignet sind, mich herabzusetzen.“

Der verstorbene Professor Weber war mit der Absicht, das Schäfer'sche Werk herauszugeben, vor dem Kriege an die Akademie des Bauwesens mit der Bitte um eine Geldunterstützung herangetreten. Diese wurde ihm auch in Höhe von 6500 M. bewilligt. Webers Tod veranlaßte die Akademie, mich, ihr Mitglied, mit der Fortsetzung der Angelegenheit zu betrauen. Ich benutzte selbstverständlich Webers Vorarbeiten, stellte das Werk, das 125 Tafeln und einen Text von 20 Seiten enthalten sollte, zusammen, fand den Beifall der Akademie und ihres Vorsitzenden und erlebte leider, daß infolge der damaligen Geldentwertung der Zuschuß der Akademie sich von 6500 M. auf 64000 M. erhöhte. Die Akademie sah sich zu dieser Leistung unfähig und legte die Angelegenheit bei Seite — bis auf bessere Zeiten. Ich übergab meine Arbeiten den Akten der Akademie und sandte alle Unterlagen, Zeichnungen und Lichtbilder an die Eigentümer zurück. Ich hoffe, daß es doch noch möglich sein wird, das Werk zustande zu bringen.“ —

Personal-Nachrichten.

Ehrendoktoren Technischer Hochschulen. Die Würde eines Doktor-Ingenieur Ehren halber haben der Rektor und Senat der Techn. Hochschule Braunschweig auf einstimmigen Beschluß der Abt. für Ingenieurbauwesen dem Ingenieur Heinrich Butzer in Dortmund „in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um den praktischen Eisenbetonbau im In- und Ausland und dessen wissenschaftliche Förderung“ verliehen. —

Rektor und Senat der Techn. Hochschule Berlin haben auf Antrag der Fakultät für Bauwesen dem Prof. Dr. Thumm, Abteilungsleiter an der Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene in Berlin-Dahlem, „in Anerkennung seiner hervorragenden wissenschaftlichen und praktischen Verdienste auf dem Gebiete der Abwässerreinigungstechnik“, die Würde eines Doktor-Ingenieur Ehren halber verliehen. —

Hochschulnachrichten. Zum Rektor der Techn. Hochschule Berlin ist der ordentliche Prof. Geh. Bergrat Dr. Stavenhagen ernannt und als solcher bestätigt.

Zum Rektor der Techn. Hochschule Aachen ist der ordentl. Prof. Dr.-Ing. Wentzel; der Techn. Hochschule Breslau der ordentl. Prof. Dr.-Ing. E. h. Wilhelm Tafel; der Techn. Hochschule Danzig der ordentl. Prof. Otto Kloeppel; der deutschen Techn. Hochschule in Brünn der Prof. Dr.-Ing. Robert Bortsch gewählt bzw. ernannt. Der bisherige Rektor, Prof. Ing. Fürstenauf, wird Dekan der Bauabteilung. —

Tote. Der o. Prof. der Fakultät für Bauwesen, Fachabt. für Bauingenieurwesen in Berlin Weihe ist gestorben. Sein Lehrgebiet war das der Baumaschinen.

Im Handbuch der Ingenieurwissenschaften hat er den bezüglichen Band bearbeitet, der den Bauingenieur in vorzüglicher Weise in dieses wichtige Gebiet einführt. —

Ferner sind gestorben der o. Prof. d. Architektur a. d. Techn. Hochschule Karlsruhe Walter Sackur und der Arch. Prof. Eugen G. Schmohl, Mitgl. d. Akademie der bildenden Künste zu Berlin. —

Wettbewerbe.

Wettbewerb Gartenbau- und Gewerbeausstellung Liegnitz. Wir erhalten die Mitteilung, daß der mit dem III. Preis ausgezeichnete Entwurf noch einen dritten Verfasser hat, nämlich Herrn Dr.-Ing. Arch. Wilh. Wortman, Halle a. S. —

In dem Wettbewerb für das Denkmal der ehemaligen Eisenbahntuppen in Schöneberg waren 112 Entwürfe eingegangen. Es erhielten: den I. Preis die Arbeit mit dem Kennwort „Schwertbringer“, Verf.: Arch. B. D. A. Otto Siepenkothen, Essen, und Bildhauer Willy Meller, Köln-Klettenberg; den II. Preis die Arbeit mit dem Kennwort „Flügelrad“, Verf.: Bildhauer Prof. Ulfert Janssen und Postbaurat Luz unter Mitw. von Prof. Wetzel, sämtlich in Stuttgart; den III. Preis die Arbeit mit dem Kennwort „Regiment“, Verf.: Reg.-Bmstr. Prof. Rich. Woernle, Arch. B. D. A. Bielefeld.

Vom Denkmalsausschuß erhalten wir noch folgende Notiz mit der Bitte um Wiedergabe: Anschließend an die vorstehende Benachrichtigung spricht der Denkmalsausschuß allen Herren Künstlern für die Fülle reicher Anregung und die selbstlose große, mit hohen Opfern verbundene Arbeit den aufrichtigsten tiefempfundenen Dank aller Kameraden aus. I. A. Bock, Generalleutnant a. D. —

In dem Wettbewerb für den Entwurf zu einer Landwirtschaftsschule mit Beamtenwohnhaus in Minden i. Westf. erhielten: den I. Preis die Arbeit mit dem Kennwort „Jugend“, Verf.: Arch. Friedmann und Seher, Herford, II. Preis die Arbeit mit dem Kennwort „Wie es Euch gefällt“, Verf.: Arch. Bauer und Fröhlich, Herford, III. Preis die Arbeit mit dem Kennwort „Im Rosental“, Verf.: Arch. Alwin Haus, Bielefeld. Zum Ankauf empfohlen wurden die Arbeiten: „Platzwand“, Verf.: Arch. Ewald Krüger, Brackwede; „Für die Landwirtschaft“, Verf.: Arch. Alwin Haus, Bielefeld; „Maiglöckchen“, Verf.: Arch. Zimmerlin Minden i. Westf.; „Form und Farbe“ Verf.: Arch. Kort, Minden i. Westf. —

Im Ideenwettbewerb für die Bebauung des Bismarckplatzes in Innsbruck waren 109 Entwürfe eingegangen. Der I. Preis wurde dem Entwurf des Arch. B. D. A. Emil Freymuth, München; der II. Preis dem Entwurf des Arch. B. D. A. Otto Droge, Leipzig; der III. Preis dem Entwurf der Arch. Z. V. Louis Welzenbacher, Mitarbeiter Arch. Viktor Stanger, Innsbruck, zugesprochen. Die Verfasser der vom Preisgericht zum Ankauf empfohlenen Entwürfe mit den Kennworten „Veldidena“, „Frau Hitt“, „Norge“, „Verkehr“, „Kanzler“, „Triumphforte“, „Salurn“, „Innsbruck“, „Letzter Ritter“ und „Neu-Innsbruck“ wurden noch nicht bekannt gegeben. —

Inhalt: Fränkische Pfarrhäuser. — Irrtümer und Mängel in der Raumakustik. — Vermischtes. — Personal-Nachrichten. — Wettbewerbe. —

Bildbeilage: Fränkische Pfarrhäuser. Pfarrhaus Herz-Jesu zu Nürnberg. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Fritz Eiselen in Berlin
Druck: W. Büxenstein, Berlin SW 48.



FRÄNKISCHE PFARRHÄUSER / PFARRHAUS HERZ-JESU ZU NÜRNBERG
ARCHITEKT B. D. A. PROFESSOR OTTO SCHULZ IN NÜRNBERG
DEUTSCHE BAUZEITUNG. LX. JAHRGANG 1926. NR. 53